

# LÜBECK Pressedienst

Herausgeberin: Hansestadt Lübeck · Presse- und Öffentlichkeitsarbeit · D-23539 Lübeck  
Tel. (0451) 122-13 00 · Fax (0451) 122-13 31 · E-Mail: info@luebeck.de · Internet: www.luebeck.de

---

100807LK

2010-10-24

## Laudatio von Prof. Dr. Peter Gülke

*Sperrfrist: Sonntag, 24. Oktober 2010, 13.30 Uhr – Es gilt das gesprochene Wort!*

Nachdem ich mich im Sommer mit der – zögernden – Zusage zur Laudatio auf fremdes Gelände habe locken lassen, muß ich nach Legitimationen Ausschau halten. Lese-Interesse und Landsmannschaft reichen nicht aus, auch der Treffpunkt Musik nicht, Bezug nehmend auf Frau Wolfs Schubert-Liebe oder die Vertrautheit mit Liedern, die bei ihr massenweise aufscheinen, gesungen mit Kindern, Enkeln, vor Allem von ihr selbst, u. a. auf Autofahrten und eine Nacht lang in Santa Monica, nachdem aus dem Faxgerät feuilletonistischer Unflat aus Deutschland gequollen war. Auch die Wut, mit der ich seit den 60er Jahren die Rüffeleien betonköpfiger Kulturbürokraten verfolgt habe, reicht nicht aus, auch nicht die zweite, noch größere Wut darüber, wie man nach 1989 endgültig Bescheid über sie meinte geben zu können. Tribunale sind bei den Deutschen beliebt, besonders bei denen, die auf dem hohen Roß der Unbetroffenen sitzen. „Der Idealismus wächst mit dem Abstand vom Problem“, hat Rosa Luxemburg gesagt.

Klänge es nicht zynisch angesichts dessen, was Frau Wolf durchzustehen hatte, dürfte man sagen: Welche Ehre, von so unterschiedlicher Seite als Ärgernis empfunden zu werden. „Es geht nicht um Christa Wolf“, lautete eine gängige Formel; aber es ging auf ihre Knochen. In dem Staat, zu dem sie als „Staatsdichterin“ passen würde, hätten selbst die gerne leben mögen, die ihr das Etikett anzukleben versuchten.

Jene zweite Wut entsprang nicht nur der Parteinahme für eine Dichterin, deren Wort hüben und drüben viel bedeutet hat und weiter bedeutet, die unbeirrbar Hoffnungszeichen setzte, indem sie die eigene Glaubwürdigkeit auf die Prämissen eines Staatswesens zu beziehen versuchte, das bald seine Glaubwürdigkeit verspielt hatte. Immerhin hatte es eine solche besessen, u. a. als Gegengründung zu einer Bundesrepublik, in der alte Nazis gut gediehen. Hoffnung wog hier ungeheuer schwer, weil der Normalbürger fast zu lebenslänglicher Einwohnung verurteilt war, und weil die, die zur Fahne stehen wollten, sie der Degeneration eines Staates entgegensetzen mußten, dem die überwiegend hierher gekommenen Emigranten und Überlebende der KZ-Höllen zunächst enorme moralische Autorisation verschafft hatten.

Die zweite Wut entsprang zudem der Enttäuschung, daß Intellektuelle Horizont und Dimension von Fragen aus den Augen verloren, die die Konstellation von 1989/90 vor Allem stellte – eine Nation, die über 40 Jahre in antagonistisch definierten Verhältnissen gelebt hatte, aufgerufen, deren Divergenz im Blick auf eine neu zu gründende Gemeinsamkeit zu verarbeiten. Stattdessen wurde viel intellektueller Aufwand

getrieben, Abgrenzungen zu zementieren und das, was im riskant-beschwingten November 1989 als Möglichkeit aufschien, als Geisterfahrt nach Utopia zu verlästern. Wie gern sitzen wir, wenn es für uns gut ausgegangen ist, der Illusion auf, daß es kommen mußte, wie es gekommen ist.

War auch Neid im Spiel? Wie selten gewährt die Geschichte Sternstunden, in denen „die Idee die Massen ergreift“ (Marx), Hoffnungen und Hochgefühle sich bündeln, und jemand, der vornehmlich einsame Stunden am Schreibtisch verbringt, sich vor einer halben Million Menschen als Volkstribun wiederfindet! „Das wichtigste..., woran ich mich erinnern will,... ist der Zustand, in dem ihr euch befindet. All die Leute, die in Massen durch die Straßen trieben. Wildfremde, die miteinander über Themen redeten, die gestern noch tabu waren, und die sagten und riefen und taten, was ihnen niemand zugetraut hätte... Ich wußte..., daß ich so etwas nicht noch einmal erleben würde. Wir waren alle in einem seelischen Ausnahmezustand“.

Arroganz und mangelnder Anstand der Besserwisser verbieten die Einräumung, daß danach Divergenzen der Sozialisation, der Mentalitäten, des Lebensgefühls aufeinanderprallten, mit denen man überfordert war. Intelligenz und Humanität hätten sich auch darin zeigen können, daß man nicht oder kaum Verstehbares einstweilen unverstanden, unbeschwatzt läßt. Wer gut gefrühstückt hat, sollte sich nicht auf die Psychologie Hungernder einlassen.

Mein Legitimierungsbedürfnis hat in eine Richtung getrieben, die ich nicht wollte: Wir feiern eine Dichterin, ein Dichtwerk, welche nicht vorab von äußeren Umständen her gesehen werden sollten. Wenn man die Texte so liest, wie sie es verdienen, möchte man einer Einladung in George Steiners „reale Gegenwart“ folgen, in der wir es nur mit Werken zu tun hätten und alles Sekundärgeschwafel verboten wäre - ein Traum! Christa Wolf selbst hat viel getan, ihn zu erschweren - in Kommentaren, Interviews, vor allem in Büchern, deren besondere Qualität und Eindringlichkeit auch daher rührt, daß sie, immerfort auf der Suche nach Bodenhaftung, die Schweben zwischen Dokumentation und Fiktion halten. Ballonfahrten in der dünnen Luft selbstgenügsamer „höherer Heiterkeit“ finden nicht statt.

Wer bei ihr allerdings Humor vermißt, muß vorbeigelesen haben u. a. an miefigen Kleinbürgerfestivitäten wie der Tauffeier für Jennys mickrigen Cousin Manfred oder an vielen Zeugnissen einer erwärmenden Mütterlichkeit, die sich in naseweisen Fundamentalismen der Jungen wiedererkennt und zugleich lächelnd distanziert. Erst recht muß er vorbeigelesen haben an jenem wichtigsten Humor, den die Einsicht steuert, daß Worte das Gemeinte nie voll treffen, der sie in wechselnden Dosen in den Formulierungen unterbringt. Dieser Humor ist eine Instanz von Humanität und Gerechtigkeit, er lächelt mehr, als daß er lacht, und er lacht nicht aus.

Ich versuche es also, von meinem Metier herkommend, mit „realer Gegenwart“.  
Schließlich kann man die Bücher auch als Partituren lesen. Keine leichte Lektüre, hier wie dort! Wer schnell lesen will, liest an den Untertexten vorbei. Lesen ist ohnehin eine zeitraubende Beschäftigung; hier, wo es um latente Polyphonie, mitlaufende Unterstimmen geht, wird Mut zur Langsamkeit verlangt, der Text ist nur „Oberstimme“, er hält den Leser, der sich ernstlich auf ihn einläßt, eisern bei sich fest.

Kommt hinzu, daß Christa Wolf, besonders in der im Normalverständnis belletristischen Prosa, bei Satzzeichen, als verdeutlichenden, gliedernden, abhebenden Lesehilfen, spart, als wolle sie die Texte unvollständig halten, den Ersatzcharakter der Schriftlichkeit betonen. Wo sie auf Anführungszeichen verzichtet, müssen wir raten, ob direkt gesprochen wird und wer spricht. So erhält sie in „Kein Ort. Nirgends“ eine Schwebelage aufrecht, bleibt weitab von den allemal bei historischen Personen drohenden Peinlichkeiten vorgeblich authentischer Rede. Fragezeichen fehlen oft, wo Deutschlehrer sie ergänzen würden; ähnlich steht es mit Ausrufezeichen, soweit die meist leise-nachdenklich redende Prosa ihrer bedarf; Doppelpunkte sind verdächtig, zuviel Folgerichtigkeit zu signalisieren, Gedankenstriche der Anzeige allzu weicher Übergänge verdächtig, am ehesten vonnöten zur Verdeutlichung atemlosen Sprechens.

Auf diese Weise zwingt sie den Leser, die unter die Textoberfläche hinab gedrängte Rhetorik zu entdecken; in der Struktur dieser Prosa wohnt die Sehnsucht, gesprochen zu werden, wohl auch die Sehnsucht, dem durch Schriftlichkeit beförderten Anschein von Endgültigkeit zu entgehen.

Von der meist bedachtsamen Redeweise als Hintergrund hebt sich eine enorme Vielfalt der Sprechweisen, Sprechtempi, Tonlagen, Tonarten ab. Da begegnen hämmernde Staccati - wenn Troilos geschlachtet wird, wenn im Sommer die Feuerwalze heranrollt, da gibt es den weichen Erzählfluß - in den Höhlen am Idaberg oder in Naturbildern; und es gibt unterschiedliche Tempi, verweilerische in Reflexionen, die ein Bild, eine Idee umkreisen, und überstürzte, wenn die Glieder einer Gedankenkette einander ins Wort fallen und Punkte zwischen Halbsätzen wie Barrieren wirken, die sich dem Katarakt entgegenstellen und damit seine Vehemenz verstärken. Lesetempo und textimmanentes Tempo sind zweierlei.

Hierher gehören auch die Paukenschläge am Beginn der Günderröde-Kleist-Novelle. Wenn wir „Sag bitte, danke“ nicht als vollständigen Satz rechnen, braucht es 13 Punkte, ehe wir bei einem solchen angelangt sind. Die dem Leser zugeworfenen Worte oder Satzfragmente sind wie Bälle, sie wollen aufgefangen werden im Einverständnis damit, daß die Erzählung von ihnen vorderhand mehr weiß als er; Pausen, Denkwisensräume sind einkomponiert, oft erscheint das Geflecht der Prosa so locker gefügt, daß der Leser Übergänge hinzudenken muß. Selten gestattet die Autorin Erzählströme, worin man bequem mitschwimmt, ohne Widerhaken gewärtigen zu müssen. Oft bekommt es der Leser bei isolierten Worten oder Satzfragmenten mit der Vieldeutigkeit möglicher Konnotationen zu tun, weil kein Satzzusammenhang deren assoziatives Umfeld in eine spezielle Richtung zieht. „Kunst der Introdution“ heißt das in der Musik - Gewicht und Pathos der Hauptsache antizipieren, ohne diese schon zu sein, bedeutungsschwanger daherzukommen, die Bedeutungen jedoch nur ahnen zu lassen.

Wie die Introdutionen so die Coden, in der Musik Zubeßen über das „offiziell“ Abgehandelte hinaus, Abschiede, „Epiloge im Himmel“, da die Schlachten geschlagen, Konflikte durchlitten sind. Der Schluß der „Wahlverwandtschaften“ erschien Thomas Mann wie heimlich mit Musik unterlegt. Ähnliches ließe sich vom Geistergespräch in der Kutsche sagen, in der Lotte in Weimar aus dem Theater abgeholt wird. Es gilt ebenso, wenn das Erzählen am Ende von „Christa T.“, obwohl nüchtern fortfahrend, zunehmend uneigentlich wird und einem dunklen Unterstrom Raum gibt, den es von sich aus nicht

erreicht; nun wird gestorben, und das Requiem, das die Erzählung ohnehin war, beginnt zu dröhnen.

Daß der Bericht über den „merkwürdigen Sommer“ einer eigenen Dramaturgie unterliegt, steht beim Einstieg nicht zu erwarten - zu den wichtigen Beglaubigungen gehört, daß die Schreibende die Ereignisse in ihrer Zufälligkeit reden lassen will. „Vielleicht ist das Tagebuch“, notiert sie im Dezember 1965, „die einzige Kunstform, in der man noch ehrlich bleiben, in der man die sonst nötig oder unvermeidlich werdenden Kompromisse vermeiden kann“. Christa T. taucht schon im „Kindheitsmuster“ auf; angefangen bei Nelly Jordan muten Namen oft wie absichtsvoll durchsichtige Tarnungen an. Daß „wirklich lebende Personen und wirkliche Ereignisse“ den geschilderten „nur zufällig ähnlich“ seien, läßt sich am ehesten verstehen als Abwehr des Verdachts, es handele sich um Schlüsselgeschichten, und als Verteidigung der Rechte auf Abstand, Phantasie, erfundene Wirklichkeit; es wäre vollends als Halbwahrheit verdächtig, stünde nicht als andere Wahrheit dahinter, daß die Dichterin, indem sie schreibt, mit den Figuren auch sich selbst neu erfindet.

Doch auch das ist nicht die ganze Wahrheit: Wie wir in großer Musik dem Mirakel begegnen, daß Prägungen, die wie spontan erzeugte Kinder der Phantasie daherkommen, bei näherem Hinblick sich als Momente wohlüberlegter Formverläufe erweisen, so begegnet der Leser in der scheinbar ungefiltert in den Text gesprungenen Wirklichkeit subtile Dramaturgien.

„Sommerstück“ gibt sich zunächst fast als Tagebuch - mit etlichen „Ankünften auf dem Lande“, alltäglichen Verrichtungen, scheinbar zufälligen Begegnungen, mit Nebenpersonen, in deren Schicksalen unversehens Geschichte hereinragt usw. So weitet sich der Landaufenthalt vom Refugium zur Spiegelung auch dessen, was zunächst draußen bleiben sollte, und gerät unter das Kommando einer fast klassischen Dramaturgie; es kommt es zu einer Spielverabredung und Rollenverteilung, die die Beteiligten zu offeneren Präsentationen ihrer selbst ermutigt. Schockierend rasch folgt die negative Peripethie der Brandkatastrophe. Der damit brutal hereinschlagende Ernst des Lebens hat das Gleichgewicht der Erzählung gestört, also muß eingeholt, aufgearbeitet werden; und so folgen als retardierendes Moment die Ankunft der älteren Tochter und dem das imaginäre Gespräch mit der todkranken Freundin.

In der Konvergenz scheinbar gegenläufiger Aspekte liegt das nicht weitab von den Berichten über den 27. September, von „Juninachmittag“, „Störfall“, „Was bleibt“ und „Wüstenfahrt“, welche alle in den Rahmen eines Tages weitgespannte Problem-Panoramen hereinholen. Daß das im „Sommerstück“ veranstaltete Spiel „Sommerstück“ heißt und das in „Was bleibt“ auftauchende Mädchen „was bleibt“ fragt, erinnert an den Falken der klassischen Novellentheorie; die ins „Nachdenken über Christa T.“ verwobenen Zitate muten wie Spolien, diskrete Anschlüsse an große Erzähltraditionen an. Kaum zufällig begegnen im „Nachdenken“ ineinander verschachtelte Spiegelungen - Christa W. sucht und spiegelt sich in Christa T., Christa T. in Theodor Storm. Die „Stimmen“ in „Medea“ legen vorab den Vergleich mit Polyphonie nahe; nicht weniger triftig wäre der mit „entwickelnder Variation“, weil fast jede „Stimme“ im Gang der Ereignisse früher ansetzt als dort, wo die vorangehende geendet hat und zugleich neu auf die Hauptfigur zukommt; so daß diese neu gefunden und definiert wird, aber doch

ein und dieselbe bleibt. Das Verfahren erlaubt, einerseits gemeinsam mit dem Gang der Ereignisse vorrückend zu berichten, andererseits rückblickend zu erzählen.

Die heraklitische Wahrheit, untergründige Bezüge seien stärker als offenliegende, gilt trotzdem. Zu offenkundig, daß die Autorin im Erzählen alle Register zieht - vom sicheren Strich, der episodisch auftretende Figuren so ins Bild holt, daß sie keine Nebenpersonen mehr sind, bis zur groß ausschwingenden Prosa, in der sie zu Beginn des Günderode-Essays die Problematik einer hochambitionierten Dichtergeneration in einen geschichtlichen Horizont stellt. Man könnte Angst haben um die Spontaneität poetischer Phantasie, wenn so viel theoretische Selbstverständigung vorangegangen ist wie u. a. bei Cassandra und der Günderode. Doch ist es wohl umgekehrt - der Weg wird in einer Weise freigeschaufelt, die vermuten läßt, die Phantasie habe von Anfang an hinter der Theorie auf der Lauer gelegen und eigene Funde längst aufgehäuft, bevor sie zur Dichtung zusammenschossen.

Der große Anteil tagebuchartiger Texte ist ebenso dem Umstand zu danken, daß das Formulieren nicht nur wiedergibt, was die Sonden der Erinnerung ihm zuleiten, sondern diese von sich aus sensibilisiert; wer erzählt, erinnert genauer. Zugleich verdanken wir sie einer kreativen Ökonomie, weil sie am ehesten die Vorstellung eines bestimmten Adressaten gestatten, die das mitteilende Schreiben erleichtert; „Kindheitsmuster“ erscheint den Töchtern nicht nur gewidmet, sondern im imaginären Dialog mit ihnen erzählt. Darüber hinaus mögen die Texte mit dem Bedürfnis zu tun haben, das poetische Handwerk außerhalb rigoroser Kontrollen zu üben, dem Erzähldrang freieren Auslauf zu gewähren - nicht weitab von Valéry's morgendlichen Gedankenexerzitien, Lichtenbergs „Sudelbüchern“ oder Leopardis „Zibaldone“. Die Ergebnisse ähneln manchen als literarische Halbfertigprodukte präsentierten Skizzen in Max Frischs Tagebüchern oder Dürrenmatts „Stoffen“. Allerdings setzt die Rede von Halbfertigem eine Unterscheidung voraus, die Christa Wolf unterläuft; keine Rede davon, daß diese Texte sich nur im Vorhof der „eigentlichen“ Dichtung befänden.

Hier wie dort regiert ein Beglaubigungsfuror, der aus Sprachzweifeln ebenso her stammt wie aus der Sorge um eine Authentizität, zu der das Hier und Jetzt der Schreibenden gehört. „Hier war es. Da stand sie. Diese steinernen Löwen, jetzt kopflos, haben sie angeblickt“ - so beginnt die Cassandra-Erzählung und bringt mit dem Blick auf die Heldin auch diejenige ins Spiel, die sie vor sich hinstellen versucht. Nicht weniger anwesend ist sie in den Reflexionen über nicht vergehende Vergangenheit beim Einstieg in „Kindheitsmuster“, in den im Sturz der Substantive untergebrachten Bedenken darob, wie der erdachten Begegnung im Jahre 1806 beizukommen sei, oder in dem auf der ersten Seite exponierten Nach-Denken über Christa T.

Nahezu paradox erscheint, daß Christa Wolf sich einerseits nicht auf gleicher Höhe mit den Großen ihres Faches sieht und oft über den Wiederhall ihres Werkes staunt, andererseits aber das Personalpronomen „ich“ bei ihr häufiger auftaucht als bei anderen; die mögen der überpersönlichen Gültigkeit des Geschriebenen sicher sein, sie ist es nicht. Sie kann darunter leiden, sich wichtig nehmen zu müssen, kann nicht sicher sein, wer oder was „ich“ wäre - für sie ein osmotisches Gebilde, ein Kollektivwesen. Um als Verankerung zu taugen, muß es sich der Bodenhaftung in der Befindlichkeit des personalen Ich versichern und das Paradoxon riskieren, daß jenes Ich einerseits beim

Schreiben vorausgesetzt wird, andererseits sich dort erst herstellt. Daher der Zwang zu einer Akribie, die das Alltägliche einschließt – auch im Wissen, daß die Lebenslügen bei dessen Scheidung von den „höheren“ Dingen beginnen. So sollten wir uns nicht darüber wundern, wie oft etwa einer Speisefolge die Ehre detaillierter Beschreibung angetan wird oder Träume erinnert werden, ohne daß Deutungsversuche das Deutbare herausfiltern.

Eben da liegt's – bei einer Versessenheit auf ungefilterte Wirklichkeit, in die die Erzählung sich einkrallen möchte – da wir doch meist, schon bevor wir sie erfahren haben, Wichtiges und Unwichtiges voneinander unterscheiden zu können. Daran zu erinnern, daß wir uns partielle Wirklichkeiten zurechtschneiden und sie gern für die einzige, ganze halten, ist eine der obersten und schwierigsten Bestimmungen der Kunst. Die griechische Mythologie wußte es, da sie die für Gedächtnis, Bewahrung, Erinnerung zuständige Mnemosyne zur Mutter der Musen ernannte.

Derlei insistierende Selbstvergewisserung ist nicht möglich ohne Selbstpreisgabe, womit Christa Wolf prompt gegnerische Speere aus unterschiedlichsten Richtungen auf sich gezogen hat; kaum ein anderer ihres Ranges hat sich ohne Not und Arg so konsequent denunzierbar gemacht. „Mir scheint, daß vielen Angehörigen meiner Generation [...] von ihren früheren Prägungen her der Zwang zur Ein- und Unterordnung geblieben ist, die Gewohnheit zu funktionieren, Autoritätsgläubigkeit, Übereinstimmungssucht, vor Allem die Angst vor Widerspruch und Widerstand, vor Konflikten mit der Mehrheit und vor dem Ausgeschlossenwerden aus der Gruppe“. Der Ehefrau, Familienmutter und den Nächsten mag es oft schwergefallen sein, die von der Schriftstellerin eingeforderte Selbstpreisgabe zu akzeptieren.

So „bedurfte es eines ausdrücklichen Entschlusses“, die September-Protokolle „zu publizieren, in denen das ‚Ich‘ kein ‚Kunst-Ich‘ ist, sich ungeschützt darstellt und ausliefert – auch jenen Blicken, die nicht von Verständnis und Sympathie geleitet sind“.

Anders aber war jene Glaubwürdigkeit nicht zu haben, die die Leserschaft als Wechsel auf die Zukunft wahrnahm. Frau Wolf blieb jener DDR-typische Zynismus fremd, der mit dem Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit faulen Frieden schloß und am Ende oft nicht mehr erkennen ließ, wie einer es wirklich meinte, wer er war. Das mag eine damals gängige Faustregel verdeutlichen, das aus den Begriffen „ehrlich“, „intelligent“ und „überzeugt“ (=parteitreu) gebildete Dreieck; nur zwei davon passen zusammen: Wer intelligent und ehrlich ist, kann nicht überzeugt sein, wer intelligent und überzeugt ist, nicht ehrlich, und wer ehrlich und überzeugt ist, nicht intelligent.

Doch gab es Ausnahmen, die einerseits irritierten, andererseits Hoffnung machten: So etwas war also doch möglich! Die prominenteste war Christa Wolf. Hoffnungszeichen setzte sie auch, weil sich ihr Auftritt beim 11. Plenum schnell herumsprach und ihre Bücher, wenn manchmal auch verspätet, vorwegnehmend mit Fragezeichen versehen, manchmal mit Kürzungen, doch erscheinen konnten – besser so als gar nicht.

Jene auf Bodenhaftung ausgehende Beglaubigung betrifft auch das Medium, die Sprache. Frau Wolf erfüllt getreulich Thomas Manns Bestimmung von Schriftstellern als derer, die es mit der Sprache schwer haben – als ein Teil ihrer Meisterschaft, befördert

durch das Wissen, daß Worte und Sätze als Begriffshülsen, Denk-Kanäle wirken, befördert auch durch Erfahrungen mit einem in Leerformeln klappernden Sprach-Byzantinismus, der z. B. bei der Nennung des Staatsratsvorsitzenden drei bis vier Zeilen braucht, bis er beim Vornamen angekommen ist. Dichtersprache, das erhält im Verlauf des 20. Jahrhunderts schlimme Hintergründe, ist auch Vermeidungssprache. Für Christa Wolf gehört zu der hieraus erwachsenden Verantwortung, daß sie zu den Verführungen durch das Medium Abstand hält; wenn es bei dessen Handhabung Meisterschaft ohne Beigeschmack von Virtuosität gibt, dann hier.

Je präventiver die Gegenstände, desto mehr zögert die Sprache und reflektiert die Dialektik von Sagen und Verschweigen, Fest-Stellen und Offenlassen bis an die Grenze der Selbstzurücknahme. Wie Sonden werden die Worte behutsam an die Gegenstände herangeschoben, zuweilen im letzten Augenblick zu redensartlichen Allgemeinheiten hingebogen, als drohe den Gegenständen von der Benennung Gewalt.

Wie sie und was sie sagt, läßt sich nicht trennen: Die Humanität des Nachdenkens über Christa T. besteht auch darin, daß die Erzählerin der Freundin auf vielerlei Weise nahekommen versucht, nie jedoch sich bescheidwissend aufdrängt. Nur wenn es um schlimme Dinge geht, läßt sie alle Vorsicht fahren und kann schreibend über die Gegenstände wie über Gegner herfallen - nicht anders als die Kämpen in Troja. Sonst aber nimmt sie den Leser dank jener Behutsamkeit an die Frontlinie der Formulierung mit, in die Ungewißheit darüber, wie das nächste Wort, der nächste Satz lauten werden - fast als Einladung, mitzuschreiben.

Derlei Kameradschaft mit dem Leser gehört zu dem Vertrauensraum, den sie voraussetzt, mitgeprägt durch den, der sich unter totalitären Verhältnissen zwischen Gleichgesinnten leichter als anderswo herstellt. Hierfür spricht auch, daß der der Privatperson sich ungezwungen zu dem der Schriftstellerin weitet, zuinnerst Familie und enge Freunde, um ihn herum gelagert Kollegen, außenherum die Leser. Wenn irgendjemand unter den Schriftstellern sich auf Kunst der Freundschaft verstand, sie als Teil des Berufes, auch als Korrektiv zu den Einsamkeiten am Schreibtisch betrachtet hat, dann die Wolfs. In der Wohnstube der besseren DDR-Literatur war ihr Haus der Kachelofen. Nur zu gut läßt sich denken, daß mancher im Politbüro die Nester in Meteln, später Woserin ausgehoben gewünscht und, wenn die Furcht vor der öffentlichen Blamage nicht so groß gewesen wäre, Stoßgebete gen Himmel gesandt hätte, das Ehepaar möge von einer Westreise nicht zurückkehren, um endlich als Klassenfeind entlarvt werden zu können.

Wer an der DDR-Malaise vorseilende Resignation und Duckmäuserei beteiligt weiß und den Blick zurück im Zorn schwer bemeistert, kann sich, nachdem er im „Kindheitsmuster“ „Arndt. Dieser Heini. Das Vieh“ und in „Kassandra“ von „Achill dem Vieh“ gelesen hat, den Wunsch schwer verkneifen, bei „Was bleibt“ „Mielke das Vieh“ zu lesen. Liest er genau, findet er ihn erfüllt, nicht wörtlich, jedoch in giftig-feinen Dosen über die Erzählung verteilt - u. a. in dem als Agenten staatlich verordneten Mißtrauens zum ichlosen Gespenst verkommenen Jürgen M. Er findet ihn noch schlimmer erfüllt in einem für die Schriftstellerin bis in die Formulierungen eingesickerten Verdacht, innere Zensur könne am Werk sein, ohne daß man sie bemerkt.

„Ich - habe - Angst“ - das antwortet Jürgen M., „weiß... wie die Wand“, auf die Frage „warum steigst Du nicht aus?“ Am 27. September 1969 fragt Christa Wolf sich „schon früh im Bett“, ob sie zum Arzt gehen und fragen sollte: „Haben Sie was gegen Angst?“, denn „jedem Auto, das nachts bei uns vorbeifährt, lausche ich nach“. Wie viel Anlaß sie hat, erfährt sie erst später.

Die Kollegen, die Christa Wolf auf dem Plenum im Dezember 1965 beschworen „Du mußt hier reden“, hatten offenbar mehr Angst als sie. Gewiß konnte der literarische Jungstar, zudem eine Frau, am ehesten eine Arglosigkeit glaubhaft machen, die die gemeinsamen Überzeugungen als Garantie begreift, daß man über alles reden könne und Kritik vorab als Vertrauensbeweis verstanden werde. Am Präsidiumstisch hatte man noch mehr Angst, u. a. vor dem Hoffnungsorkan, der schon bei winzigen, als Liberalisierung verstehbaren Veränderungen lostobte.

Es geht nicht um Furcht, die auf ein Objekt fixiert ist und anhand seiner sich halbwegs einfangen läßt, es geht um anonyme, systemimmanente Angst. Den Moskauer Remigranten war sie seit den 30er Jahren eingepflanzt; im oberen, engsten Zirkel wußte man nie, wer welches Dossier in der Hinterhand hatte; die Wagenburg war defensiv organisiert, weil kaum etwas so enge, wenngleich vergiftete Kumpanei stiftet wie das Wissen, daß ich mit gezinkten Karten spiele und der andere auch, jeder vom anderen weiß, daß der es auch weiß. Kam hinzu, daß man ein Volk in Schach halten mußte, das sich ab 20 Uhr auf westlichen Fernsehkanälen tummelte, und das Zick-Zack der Parteibeschlüsse als schnurgeraden Weg zum Kommunismus propagieren sollte.

Eine entschuldigende Psychologie könnte die Angst verstehbar machen als Reaktion darauf, daß der zentrale Glaubensinhalt von einem aus Denkverboten bestehenden Schutzwall umbaut war und außenherum zynischer Pragmatismus freie Bahn hatte: Wir brauchen kein Gewissen zu haben, wir sind das Gewissen. Ein Minderwertigkeitskomplex kam hinzu, immer neu aufquellend aus dem nur durch Witzeleien überbrückten Abgrund zwischen der aufs irdische Paradies vereidigten Ideologie und Kaufhallen, in denen die Frauen vergeblich nach Obst und Gemüse suchten. Hiernach wollten die Oberen nicht gefragt werden, durften keine Berufungsfälle entstehen lassen, waren also angewiesen auf das angstfördernde Herrschaftsmittel Unberechenbarkeit. Angst war, über Veranlagung, Befindlichkeit o. ä. hinaus, ein Klima; nicht zu vergessen die auf den Beifall von der falschen Seite fixierte Paranoia.

Das u. a. mag erklären, daß sich damals prägende Sachverhalte dem Nachvollzug ex posteriori verweigern. Der sie erlebt hat, sollte nicht zu stolz sein auf die Intensität, mit der er „Christa T.“ las, nachdem der Prager Frühling niedergewalzt worden war; und der, der es nicht erlebt hat, sollte die Hoffnungszeichen nicht belächeln, die jener dort herauslas. Auch könnte der Blick auf jene Fundamental-Angst die Enttäuschung darob mindern, daß Anna Seghers im Janka-Prozeß geschwiegen hat, Ernst Bloch vor einem Partei-Gremium in Leipzig zu Kreuze gekrochen ist, daß Galileis Entscheidung für das Huhn im Topf listig verbogen zum kategorischen Imperativ des Überlebens avancierte, Hanns Eisler sich das „Faustus“-Projekt ausreden ließ und in den Bunge-Gesprächen Auskünfte über den inzwischen verfemten Bloch verweigerte.



Dennoch verkürzt die Rede von „verführtem Denken“ und im Parteisekretariat abgeliefertem Gewissen das Problem. Nach dem größten Verbrechen der Geschichte, einem singulären Nullpunkt schlug die Stunde der radikalen Alternative, und sie schlug für Viele zunächst so laut, daß Bedenken übertönt, vorschnell als bürgerlich-kleinmütig verfemt werden konnten und pure Machtpolitik freie Bahn hatte. Das Entsetzen angesichts dessen, was aus der jüngsten Vergangenheit zutage kam, war groß genug, um einsträhnige Erklärungsmodelle zu begünstigen: In summa die Idealkonstellation für ein Junktim zwischen dem Menschheitstraum „alle Menschen werden Brüder“ und einer Staatsgründung, die auf ihn sich berief. Der Bericht über Christa T. erinnert „herrliche ausschweifende nächtliche Gespräche über die Beschaffenheit des Paradieses, an dessen Schwelle wir, meistens hungrig und Holzschuhe an den Füßen, mit großer Gewißheit standen“.

Jenes Junktim wurde von Vielen, u. a. der in Westberlin Flugblätter verteilenden Christa Wolf, so sehr verinnerlicht, hat ihnen so große Opfer abverlangt, daß Respekt angebracht ist vor Skrupeln und Schmerzen, die seine Auflösung begleiten. Wenn Marquis Posa den Don Carlos mahnen läßt, den Träumen seiner Jugend treu zu bleiben, finden wir das schön und ergreifend; wenn jemand damit selbstquälerisch ernst macht und das Tischtuch nicht einfach zerschneiden kann, finden wir es ärgerlich. So leicht, wie Außenstehende vermuten, lassen sich ein am Ende würdelos zerbröselndes Staatswesen und der anfangs hinterlegte Traum von einer besseren Welt nicht trennen - nicht zu reden von der Aufforderung, mit den Hoffnungsinhalten auch das Prinzip Hoffnung zu entsorgen.

Wenn wir als Maßstab eine monolithische DDR zugrundelegen, wie sie nicht immer war, die die Betonköpfe im Osten indes gern durchgängig gehabt hätten - und ebenfalls, um die Dichterin inkulpiert zu können, etliche westliche Feuilletons, kommen wir auf vier „Provokationen“ einer Frau, die nicht provozieren, weil nicht von Hoffnungen auf eine Welt lassen wollte, die jederlei Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht nur aushalten, sondern einfordern würde:

- Von der Diskussion um das politisch ungefestigte Mädchen im „Geteilten Himmel“ abgesehen war die erste Provokation ein „innigst identisch machendes“ Nachdenken über deren Nachfolgerin, das sehr konkret definierte Leben einer stolzen jungen Frau, an der die Trompetenstöße des parteiamtlichen Optimismus unerwidert vorbeiklingen und die in einer Nischenexistenz vorzeitig verlischt - ihre Leukämie zudem lesbar als Chiffre dafür, daß ihr in dieser Welt nicht zu helfen war. Die Erzählung erstattet ihr eine Schwermut zurück, die sie selbst sich nicht gestatten wollte, sie reklamiert die Rechte der Außenseiterin gegen den Terrorismus der Einverstandenen.
- Die zweite Provokation betrifft den Einspruch gegen eine Lebenslüge der DDR, die das Ansehen einstmaliger Widerständler und der Remigranten billig nutzte: Wir sind das bessere Deutschland, wir haben nichts aufzuarbeiten, Nazis waren die anderen. Nun aber kommt in „Kindheitsmuster“ eine daher, die das Alibi in Anspruch nehmen könnte, beim Kriegsende erst 16 Jahre alt gewesen zu sein, hiervon jedoch nichts wissen und Kontinuitäten aufspüren will, die von der Hitlerzeit ins Heute und an die Frage heran führen, ob es nicht auch bei uns etwas aufzuarbeiten gäbe.

- Als dritte Provokation versenkt Christa Wolf sich in Biographien und Problematik der nach 1770 Geborenen, einer Generation, die vornehmlich als reaktionär-romantisch, selbstüchtig melancholisch, unter die Fittiche der Kirche flüchtend gesehen und von Germanisten weitgehend gemieden worden war. Nicht nur das; sie bekräftigt die Identifikation, indem sie von „Selbstverständigung“ spricht, einer „Art von Selbststrettung, als mir der Boden unter den Füßen weggezogen war... in einer Zeit, da ich mich selbst veranlaßt sah, die Voraussetzungen von Scheitern zu untersuchen, den Zusammenhang von gesellschaftlicher Verzweigung und Scheitern in der Literatur“.

- Womit wir bei der vierten Provokation wären - die, als welche sie feministische Sichtweisen für sich gleich wichtig wie die marxistische Philosophie nennt. Antike Mythologie als auf der Kippe zwischen matriarchalischen und patriarchalischen Ordnungen stehend zu lesen ist keinem Marxisten eingefallen. Ohne diese Anregungen wären auch „Der Schatten eines Traumes“ und der „Brief über die Bettine“ nicht so geschrieben worden, wie wir sie kennen - zu den bedeutendsten Essays gehörend, die wir in unserer Sprache haben.

Wie Arnold Schönberg, der bei der Musterung im ersten Weltkrieg auf die Frage, ob von ihm jene gräßliche Musik stamme, geantwortet hat: „Einer hat's sein müssen“, muß Christa Wolf als Zeugin Zeugnis ablegen. Sie kann es aber nicht ablegen im Sinne von los-werden, sie bezeugt nicht nur, sondern ist selbst auch Zeugnis - weil sie nicht beim Auskunftgeben stehenbleiben, sondern neben der Frage „wie ist es gewesen?“ immer die zweite stellen muß: „wie und wer bin ich gewesen?“. Sie besteht auf einem Wahrheitsanspruch, der Früheres, was andere als „Irrtum“ flott erledigen, immer neu zu reflektieren zwingt.

So darf sie, den Ort der Kindheit besuchend, kein Sight-seeing in der Welt von gestern absolvieren und sucht in der Frau von heute das Mädchen von damals, in dem Mädchen die Frau. Sie nimmt uns in die Kolchis, ans mykenische Löwentor oder an den Rhein mit, weil sie dort auch sich selbst begegnet; und sie bringt die, denen nicht zu helfen war, am Rheinufer ausführlich zum Reden - auch, weil die Partei ab Herbst 1976 die Folterinstrumente vorzeigte. „Wie müssen Nerven beschaffen sein, die das auf die Dauer durchhalten?“, fragt sich Frau Wolf im folgenden Jahr.

Daß die Schrecknisse und Nöte des letzten Jahrhunderts der Literatur strenge Prüfungen auferlegt und auf dem Umweg über sie mitgeschrieben haben, sollten wir festhalten und, entgegen einer Schmalspur-Parallelisierung von Kolchis mit DDR und Korinth mit alter Bundesrepublik, besser fragen, inwiefern die Nöte der Schreibenden nicht den Blick für Dinge geschärft hätten, die anders nie gesehen worden wären! Es gehört zu Bestimmung, Wesen und Größe dieser Literatur, daß sie sich die Gegenstände nicht aussuchen konnte. „Vielleicht können wir nichts anderes tun, als den nach uns Kommenden unsere Behinderungen zu vermelden“.

Spätere mögen dieses Werk anders, weniger auf die Entstehungsbedingungen bezogen lesen, werden Kunstschöpfung und Dokument in einem anderen Verhältnis zueinander sehen und genauer wissen, weshalb die Literatur durch das Nadelöhr der strengen Beglaubigungen hindurch und als „moralische Anstalt“ neu befestigt werden mußte - auch, damit Jüngeren freie Bahn geschaffen sei. Sie werden, nicht geblendet und

bedrängt von unmittelbar Erlebtem, nicht heimgesucht von Rechtfertigungszwängen, leichter akzeptieren, wenn vielleicht auch nicht genauer ermessen, inwiefern das bei Christa Wolf bezeugte Leben ein anderes Leben, ein „Leben der Anderen“, wie viel „richtiges“ Leben im falschen möglich war. Und sie werden erfahren, wie die Kunst das Zeugnis beglaubigt und das Zeugnis die Kunst. +++